

„Sakuntala“ im Düsseldorfer Schauspielhaus.

Sakuntala, dieser Traum von Blütenzartheit, vom König Duschmanta, dem Schönen, Starken geliebt, um einen Ring verlassen und vergessen, wird in ihrer Trauer in die Höhen der Götter versetzt, wo sie die Frucht der Liebe mit Duschmanta erntet, einen Sohn. Der Ring findet sich auf Erden im Bauche eines Fisches wieder, gelangt, o wunderbare Fügung, in die Hände des Königs zurück, der sich seiner Liebe zu Sakuntala erinnert und sich nun nach ihr verzehrt, bis der gütige Götterbote Natali ihn in die Gesilde entriekt, wo Sakuntala seiner harret. Dies wäre die Fabel. Doch welche Gestalten sie alle zum Leben erweckt, zum zarten, liebenden, blühenden Leben, das eben ist Kalidassas unvergängliche Dichtung: ein einziger dramatischer Lyriismus. Bei stillem Lesen des ungekürzten Textes weht einen der Duft der Dichtung an, überwältigender als aus der hiesigen Aufführung der Kornfeldschen Bearbeitung. Gröber war hier alles geworden, zu sehr handfeste Komödie. Eleonora Mendelssohn gab die Sakuntala, mehr schwächlig als zart, zu sehr gehemmt in der Sprache; sprach sie in den feinen Gleichnissen der indischen Dichtung, so lebte sie doch nicht in ihnen. Ihre Sakuntala weckte wohl Mitleid, doch keine Bewunderung, und so trat sie im Ensemble zu sehr zurück. Peter Esser war ihr Liebhaber, der im königlichen Glanz blendende Duschmanta.

Er spielte sich mächtig in den Vordergrund, gab den Text wie eine an- und abschwellende Melodie. Eugen Dumont bestand in seiner kaum zu verfehlenden Rolle als Madhadwya (dem stets wiederkehrenden komischen Element des indischen Dramas) mit Ehren. Fein, tief und würdevoll Fritz Reiff als Pflegevater Kanna. Hermann Greib gab den Durwasas, einen jähzornigen Heiligen, mit brutaler Deutlichkeit. Die Freundinnen Sakuntalas, Anafuya (Annemarie Jung) und Priyamwada (Mia Engels) seien ganz besonders genannt. Sakuntala selbst geriet leicht gegen sie ins Hintertreffen. Hervorzuheben wären noch Rosenthal als Brahmane Sarnguwara und Peters als Kämmerer. Aus der Götterwelt erschienen Erich Thormann als Natali und Hilde Schewior als Nymphe Misratek, verüßert in Maske und im Ton. — Eduard Sturms Bühnenbildern hatten wohl indische Miniaturen zum Vorbild gedient, doch wurde deren Stimmungsgehalt nicht erreicht. Das letzte Bild wirkte nach vier bunten warmen Szenen verwässernd und sehr abkühlend. Louise Dumonts Regiekunst wurde in Einzelheiten besonders fühlbar: die bildliche Verschmelzung der beiden Freundinnen, die Steigerung und das Verklingen innerhalb der Szenen — überhaupt: nahm man diese Art der Darbietung eines vorwiegend lyrischen Werkes für die richtige an, so war das Ensemble zu einem Ganzen zusammengeschweißt. Nach meinem Dafürhalten müßte es dreifach gedämpft im Ton und dreifach beschwingt gespielt werden.

H. Sch.